



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lucas, H. A.: Zur Kritik des gegenwärtigen Kunstgewerbes. I : die  
Monogrammen-Manie.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

hörte Wendung, aber doch nicht so unerklärlich, und für uns wäre es recht nützlich, wenn wir den Katholiken als das erschienen, was wir in Wirklichkeit sind, als die einzige Macht gegenwärtig, die dem obersten Fürsten ihrer Kirche Schutz gewähren könnte und wollte. Stofflet und Charette und ihre Zuaven, die gingen gleich nach Hause. Für die Opposition der Ultramontanen hörte jeder Vorwand auf — in Belgien, in Baiern. Malinkrott träte auf die Seite der Regierung.“ — — — „Uebrigens mögen Leute mit vorwiegender Phantastie, besonders Frauen, in Rom beim Anblicke des Pomps und des Weihrauchs des Katholicismus und des Papstes auf seinem Thron und mit seinem Segen Neigung empfinden, katholisch zu werden. In Deutschland, wo man den Papst vor Augen hätte als hilfesusuchenden Greis, als guten alten Herrn, als einen der Bischöfe, der wie die andern iszt und trinkt, eine Brise nimmt, wohl gar auch seine Cigarre raucht — da hat's keine so große Gefahr.“ — „Na und schließlich, wenn nun auch etliche Leute in Deutschland wieder katholisch würden — ich werd's nicht — so hätte das nicht viel zu bedeuten, wenn sie nur gläubige Christen wären. Die Konfessionen machen's nicht, sondern der Glaube. Man muß toleranter denken.“ — — — Er entwickelte diese Gedanken in interessanter, hier aber nicht mittheilbarer Weise noch weiter.“

Vielleicht geben wir später noch einige Proben, was der Verfasser uns vom Hauptgegenstande seines Berichts zu erzählen hat. Für heute wollen wir nur auf den ganz außerordentlichen Reichthum des Buches an merkwürdigen Aeußerungen des Kanzlers aufmerksam gemacht haben und unsere Ueberzeugung aussprechen, daß dasselbe, da es nicht bloß für Politiker und Historiker von Profession, sondern zugleich für das große gebildete Publikum geschrieben ist, in keiner Bibliothek fehlen sollte, die Anspruch darauf macht, eine gute zu sein.

L. S.

---

## Zur Kritik des gegenwärtigen Kunstgewerbes.

### I.

#### Die Monogrammen-Manie.

Trotz der erfreulichen Reformen, die im Laufe der letzten Jahre in vielen Zweigen des Gewerbes hervorgetreten sind, gibt es doch noch auf diesem Gebiete eine ganze Reihe von Erscheinungen, ja selbst ganze gewerbliche Branchen, die von jenen auf Geschmacksverbesserung gerichteten Bestrebungen so gut wie unberührt geblieben sind, auf die die die Kreise, von denen jene Bestrebungen

namentlich ausgehen, noch gar nicht geachtet zu haben scheinen, und die daher, sich selbst überlassen, ruhig auf dem Wege des früheren gedankenlosen Schlen= drians weitertröten. Wenn man sich im Gewerbe ein wenig umsieht, so ge= wahrt man mehr solche Erscheinungen, als man nach den vielfachen Wendungen zum Bessern, die ja unleugbar stattgefunden haben, erwarten sollte. Ich habe die Absicht, in einer Serie von Artikeln auf einige solcher Erscheinungen auf= merksam zu machen. Vielleicht, daß es gelingt, die maßgebenden Kreise für sie zu interessieren und so auch ihnen den Segen der reformatorischen kunstgewerb= lichen Bewegung unserer Zeit zu Gute kommen zu lassen. Ich beginne mit der Monogrammen=Manie.

Daß die Liebhaberei, auf allen erdenklichen Erzeugnissen des Gewerbes das Monogramm, d. h. das aus den verschlungenen, über einander gelegten oder durch einander gesteckten Anfangsbuchstaben des Vor= und Zunamens bestehende Zeichen des Besitzers anzubringen, in der letzten Zeit eine immer weitere Ausdehnung gewonnen hat, bedarf wohl keines Beweises. Die Sache steht bereits in dem Stadium, wo sie zur Krankheit, zur Manie zu werden droht, ja vielleicht schon geworden ist. Der Parvenu, der sich eine Villa erbaut, läßt im Schlußstein des Portals und in dem Gitterwerk der Gartenpforte sein Monogramm anbringen; er bestellt sich geschnitzte Möbel für seine Villa, und das Monogramm prangt in der Bekrönung jedes Schreins, jedes Buffets, jeder Stuhllehne; er schafft sich Wagen und Pferde, und es schimmert an der Wagenthür, an der Pferddecke und am Lederzeug. Wer sich Uhr, Siegelring oder Petschaft kauft, läßt sich sein Monogramm hineingraviren, die Braut, der ihre Ausstattung angefertigt wird, will in den Zipfeln ihrer Tisch-, Bett- und Leibwäsche ihr Monogramm sehen, allerhand Galanteriewaaren, wie Brief= taschen, Cigarrenetuis, Cigarrenspitzen, Portemonnaies, werden auf gut Glück hin gleich vom Fabrikanten mit Monogrammen versehen, der Schenkwrth läßt sich das seine in die Deckel seiner Biergläser stechen. Und man denke vollends an die Briefbogen und Enveloppen! Wo ist heutzutage noch ein Backfisch, der nicht seine Papeterie voll „kolorirter Stimmungsbogen“ hätte und jede „Kouleur“ wieder mit einem anders gefärbten Monogramm bedruckt? Selbst aus Elfen= bein geschnitzter Damenschmuck, Broschen, Armbänder, Ohrgehänge, bleiben nicht vom Monogramm verschont, und der geschniegelte Pflastertreter, der in der offiziellen Flanirstunde das Trottoir der Hauptstraße für sich in Anspruch nimmt, hat auf dem tellergroßen Knopfe seines sogenannten „Amüsirknüppels“ sein Monogramm stehen, und wenn das Amüsement mit dem Knüppel im Gange ist, d. h. wenn der liebenswürdige Inhaber seinen Mitmenschen damit vor dem Gesicht herumfuchelt, so wird an seinem Arme ein Manschettenknopf sichtbar, abermals in Tellerformat und abermals mit dem Monogramm des

gebildeten jungen Mannes verziert. Es ist entschieden eine hochgradig entwickelte Krankheit.

Damit kein Mißverständniß entstehe: ich rede nur gegen das Monogramm, nicht gegen die Besizanzeige durch den Namen. Wer wollte es dem Glücklichen verdenken, der sich Garten und Haus, Wagen und Pferd erschwungen, daß er mit Stolz und Freude sich den Vorübergehenden als den Besitzer nennt? Aber auch in den übrigen Fällen hat das Anbringen des Namens meist seinen guten Sinn. Entweder sind es Gegenstände, die oft verloren gehen oder vergessen werden, wie Uhr, Brosche, Portemonnaie und Stock, oder solche, die viel durch andere Hände als die des Besitzers gehen, wie Wäschstücke und Wirthschaftsgeschirr, vor deren Verlust man sich durch Anbringen des Namens zu schützen sucht. Auf Briefbogen und Kouverts übernimmt der gedruckte Name gleichsam die Bürgschaft dafür, daß der Brief auch wirklich aus der Feder stamme, die sich am Fuße des Briefes unterschreibt, und wenn dies auch natürlich vor allem im geschäftlichen Verkehr von Wichtigkeit ist, so ist es doch auch im Privatverkehr mitunter nicht bedeutungslos. Aber wozu in aller Welt nur immer und ewig das Monogramm?

Was beim Monogramm, klar oder unklar, für ein Zweck vorschwebt, ist leicht ersichtlich. Des Monogramms bedienten sich früher ausschließlich adliche Kreise und Künstler. Der Ladenjüngling also, der sich sein Monogramm, womöglich mit der Grafenkrone darüber — warum nicht? wer hindert ihn an dem Vergnügen? — auf seine Briefbogen drucken läßt, fühlt sich aristokratisch und künstlerisch zugleich angehaucht. Dazu kommt ein anderes Moment. Zwei simple, neben einander gestellte Anfangsbuchstaben oder gar ein voll ausgeschriebener Name können nimmermehr als Zierrat dienen. Auf einen Zierrat aber ist es, wenn auch nicht ausschließlich, so doch gleichzeitig mit abgesehen. Das Monogramm soll einen doppelten Zweck erfüllen: es soll den Namen bezeichnen, und es soll als Ornament dienen. In dieser Verbindung aber von zwei absolut unvereinbaren Zwecken liegt eben die schwache Seite des Monogramms.

Alle unsere Monogramme werden aus lateinischen Buchstaben hergestellt. Nun sind unter den 25 Buchstaben des großen lateinischen Alphabets kaum fünf oder sechs, die sich mit Mühe und Noth dazu eignen, als ornamentales Element verwendet zu werden. Alle übrigen sind und bleiben Buchstaben, nichts als Buchstaben, und als solche für das Ornament gänzlich unfruchtbar. Dazu kommt, daß von den 25 mal 25, d. i. 625 Kombinationen von je zwei Buchstaben zu einem Monogramm — nur an diese einfachsten, aus zwei Buchstaben zusammengesetzten wollen wir uns einmal halten — kaum 50 ein einigermaßen erträgliches Bild für das Auge abgeben, ein Bild, das, natürlich immer nur auf den unklaren Geschmack der großen Masse, den oberflächlichen

Eindruck eines Zierrats macht. In allen übrigen Fällen muß entweder dem einen Buchstaben, öfter aber beiden, so lange Gewalt angethan werden, sie müssen durch Dehnen, Zerren, Quetschen, Abstumpfen, Schwänzen, Umbrechen, Verdrehen, Stürzen u. dgl. so lange malträtirt werden, um sich zu dem ersehnten Monogramm zu fügen, bis die Buchstaben als solche gar nicht wiederzuerkennen sind. So sind eben nur zwei Möglichkeiten denkbar: Entweder die Buchstaben fügen sich in ihrer normalen Gestalt leicht, bequem und deutlich erkennbar zum Monogramm; dann machen sie nicht entfernt irgend welchen dekorativen Eindruck, sondern sie bleiben eben nüchterne Buchstaben, und man sieht nicht recht ein, wozu überhaupt das Verschlingen und Durcheinanderstecken; beide könnten eben so gut neben einander stehen. Oder man hat bei oberflächlichem Hinsehen ungefähr den Eindruck eines, wenn auch äußerst abgeschmackten Ornaments; dann muß man sich aber mühselig die verzerrten Zeichen erst wieder zu Buchstaben umdenken, um sie lesen zu können. Buchstaben aber, und folglich auch Monogramme, sind doch wohl dazu da, gelesen zu werden.

Daß ich in dem Vorstehenden nicht übertreibe, davon kann sich der Leser an dem Schaufenster der ersten besten Luxuspapierhandlung, lithographischen Anstalt oder Accidenzdruckerei überzeugen, oder er nehme die erste, beste Nummer eines unserer verbreiteten Modejournale zur Hand, er wird auch dort das Gesagte bestätigt finden. Wer aber die ganze Narrheit dieses Monogrammenunfugs einmal in ihrer vollen Blüthe sehen will, der suche sich das vor einiger Zeit unter dem Titel „Das Gewerbemonogramm“ erschienene Prachtwerk zu verschaffen.\*) Dieses Buch, übrigens eine Glanzleistung des Holzschnitts wie der Typographie, enthält auf 84 Tafeln in Großquart in brillantester Ausstattung weit über tausend aus zwei Buchstaben und gegen 50 aus drei Buchstaben zusammengesetzte Monogramme, außerdem eine Anzahl solcher — eine unfaßbare Kinderei —, in denen sämtliche Buchstaben eines Vornamens durch einander verschlungen sind (!), endlich 12 Tafeln mit Kronen, heraldischen Darstellungen und gewerblichen Emblemen. Was dieses Buch als „Monogramm“ ausgibt, das spottet geradezu jeder Beschreibung; man muß es gesehen haben, um es zu glauben. Vier Jahre lang ist der Zeichner dieses Buches der Schrulle nachgegangen, neue und immer neue Monogramme zu erfinden. Bei allen erdenklichen Gattungen des Stils und der Technik hat er Anleihen gemacht und seine Phantasie in der unglaublichsten Weise gemartert; vieles davon sieht aus, als ob es unter Krämpfen oder Delirien geboren wäre. Und wozu nun dieser ganze Aufwand von Zeit und Mühe? Höchstens der zehnte Theil von dem

\*) Das Gewerbe-Monogramm. Herausgegeben von Martin Gerlach. Wien, Verlag von M. Gerlach & Co. [1877].

Inhalte des ganzen Buches ist zu brauchen, alles Uebrige ist leere, müßige, zwecklose Spielerei.

Einzelne Beispiele aus dem Buche auszuheben und hier des Breiteren zu beschreiben ist überflüssig, denn die Anschauung kann durch die Beschreibung doch nicht ersetzt werden. Eine einzige Probe nur will ich ausheben, um zu zeigen, wohin sich Jemand verirren kann, wenn er Jahre lang, ohne rechts und links zu blicken, einer solchen fixen Idee nachgeht. Auf Blatt 41 ist folgendes Gebilde zu sehen: Auf einer Basis, die rechts und links auf je einer Konsole, in der Mitte auf einem Widderkopfe ruht (die Zwischenräume zwischen dem Kopfe und den Konsolen sind durch Laubgewinde und flatternde Bänder ausgefüllt), erheben sich drei Pfeiler auf hohen Basen, in der Mitte ein breiter, an der Seite zwei schmälere, und schließen zwischen sich zwei Rundbogen ein. Darüber Architrav und Fries. In den Rundbogen stehen zwei Dreifüße mit lodernden Feuerbecken. Von jedem Dreifuß geht der eine der drei Füße in einen großen, kreisförmigen Bogen über; beide Bogen schneiden sich unten hinter dem Sockel des mittleren Pfeilers, schwingen sich dann nach rechts und links um die Architektur herum, schneiden sich oben wieder über dem Pfeilerfuss und endigen beide in einer Palmette. Die leeren Stellen sind noch mit gräcifirendem Flachornament gefüllt. Was ist das? Ein Monogramm aus G und L. Es steht drunter, also muß man's doch wohl glauben. Derartige Seltsamkeiten sind in Menge in dem Buche. Mindestens die Hälfte aller dieser angeblichen „Monogramme“ würde keine Menschenseele für Buchstaben halten, wenn nicht die Buchstaben, aus denen sie bestehen sollen, jedesmal darunter gedruckt wären. Man begegnet neuerdings in manchen Zeitungen einer Spielerei, die eine Abwechslung bieten soll zu den altmodischen Rebus und Räffelsprungaufgaben: den sogenannten Kryptogrammen. Es wird ein Abbild irgend eines Gegenstandes gegeben, das aus lauter Buchstaben zusammengesetzt ist. Auch die Stenographie hat durch Verwendung ihrer Schriftzüge allerhand scherzhafte Figuren und Rebus geschaffen. Viele Monogramme des vorliegenden Buches erheben sich, weder was ihre Deutlichkeit, noch was ihre künstlerische Form betrifft, wesentlich über jene Spielerei; sie sind selbst nichts weiter als Kryptogramme und Rebus, und nicht eben schöne.

Ich bin überzeugt, daß das Buch in gewerblichen Kreisen bereits mannichfach in Gebrauch sein wird. „Ist es schon Tollheit, hat es doch Methode,“ sagt Polonius. Man bringe den größten Unsinn in eine Art System, kodifizire ihn, und er wird seine Anhänger finden. An Beispielen dafür fehlt es nicht, gerade auf künstlerischem Gebiete. Vor etwa drei Jahren hatte einmal einer den närrischen Einfall: „Wo alle andern Menschen einen Haarstrich schreiben, da will ich einen bindfadendicken Grundstrich machen, und wo die andern den

Grundstrich, da mache ich den Haarstrich.“ Man sieht: ein offenerer schlechter Witz. Der Betreffende konstruirte sich zur Ausführung seines Einfalls eine besondere Feder, sogar in verschiedenen Größen und Breiten, er schrieb in vollem Ernste eine Gebrauchsanweisung zu seinem Späßchen — und siehe da, die „Söneckens'sche Rundschrift“ war in die Welt gesetzt, eine der absurdesten Geschmacklosigkeiten, trotz Reulaux's Empfehlung, die je erfunden worden ist, und sofort waren tausende von wunderlichen Käuzen bei der Hand, die die Sache allerliebste fanden und nachmachten. Auch der Herausgeber des „Gewerbe-monogramms“ hat System in seine Sache gebracht und behandelt sie mit Ernst und Feierlichkeit. Er spricht von dem „in Kunst und Industrie fühlbar gewordenen Bedürfnis nach einem Wegweiser, der auf der Basis der elementaren Alphabete ruhend (!) alle jene künstlerischen Wendungen und Verzierungen zur Darstellung bringen soll, die im Laufe der Zeit die Monogrammen-Anwendung auf allen möglichen Erzeugnissen der Industrie hervorgebracht“; er betont, daß das Monogramm „in unsern Tagen in Kunst und Gewerbe eine Verbreitung gefunden, die früher kaum geahnt worden (!)“. Dann redet er von den „Grundsätzen, welche die Zusammensetzung eines Monogramms bedingen“. Zu diesen „Grundsätzen“ scheint es z. B. zu gehören, daß man jeden Buchstaben ohne Weiteres doppelt im Monogramm verwenden darf, einmal in seiner wirklichen Form, das andermal im Spiegelbilde, wenn sich auf gar keine andere Weise eine leidliche Kombination erzielen lassen will. Es hat etwas Rührendes, den Mann mit solcher Wichtigkeit von seiner Spielerei reden zu hören. Offenbar hält er sein Werk für eine künstlerische That. Wenn er freilich dann auch das Gesetz aufstellt, daß „die Konturen der Buchstaben auch bei der reichsten Ornamentirung klar durchleuchten“ müssen, so weiß man nicht, was man dazu sagen soll. Denn gegen dieses Gesetz verstößt ja, wie gesagt, der größte Theil seiner eignen Muster.

Sammersehade um die Zeit, die Mühe und die jedenfalls bedeutenden materiellen Mittel, die an die Herstellung dieses Buches gewendet worden sind. Damit der Herausgeber keinen Schaden erleide, sollten alle Kunstgewerbeschulen und Kunstgewerbemuseen das Buch kaufen und anstatt der Ornamentstiche der alten Meister zur Abwechselung dann und wann die Gerlach'schen Monogrammtafeln ausstellen. Ich glaube, daß das Publikum am raschesten von seiner Monogrammenmanie geheilt werden würde, wenn es die Berrantheit sähe, mit der hier die äußersten und verschrobensten Konsequenzen dieser Manie gezogen sind.

H. A. Lucas.

---

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.

Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Gützel & Herrmann in Leipzig.